

**OTTO TREMETZBERGER  
NELSON MANDELA  
HATTE VIELLEICHT  
EINE SCHOENE ZEIT  
AUF ROBBEN ISLAND  
ERZAEHLUNG**

Otto Tremetzberger

**Nelson Mandela hatte  
vielleicht eine schöne Zeit  
auf Robben Island**

Erzählung

## 1.

Ich werde dann nicht mehr da sein.

In diesem Raum, der kein Fenster hat. Bloß eine Tür, über die ich jederzeit hinausgelangte, zur Stiege, nach oben, in den Garten, wenn ich wollte, sogar weiter zum See.

Wie lange schon bin ich hier? Zwei Monate? Ich bin nicht sicher. Mag sein, ich irre mich. Ich habe jede Vorstellung von Zeit verloren.

Von den schwarz gestrichenen Wänden geht eine unerklärliche Wärme aus, als wären sie von innen beheizt. Dahinter, auf der anderen Seite, habe ich geträumt, erstrecken sich weitverzweigte Gänge, leere, gleichfalls fensterlose Räume, Hunderte an der Zahl, alle unter der Erdoberfläche. Und alle sind sie gleich eingerichtet: Stellagen aus grob geschnittenem Holz, die bis an die Decke reichen, ein quadratischer Tisch und zwei Stühle. In der Ferne dröhnen unsichtbare Maschinen. Im Traum begegne ich keinen Menschen. Sie halten sich versteckt. Ich kann ihre Nähe spüren. Und die von Tieren.

Ich sitze im Dunklen. Ich benötige kein Licht, um mich zurechtzufinden. Die Finsternis ist vollkommen, nicht einmal der Glanz einer Oberfläche ließe sich darin erkennen. Ein Spiegel bliebe schwarz, gerade so wie die Wände aus Beton. Trotzdem ist es, als sähe ich die Gegenstände vor mir, klar und deutlich; die aufgeschlagene Zeitung auf dem Boden, an der Stelle, wo sich der Abfluss befindet, den Artikel über Idaho Falls, 1961, die Schwarz-Weiß-Fotografie, darauf den Löschwagen, Panzerfahrzeuge. Brandrauch steigt auf, Gebäude sind aufgerissen, wahrscheinlich eine Explosion, denke ich. Soldaten in Strahlenschutzanzügen stehen herum, als erwarteten sie das strenge Kommando eines

Vorgesetzten. Ich lese. Obwohl mir nicht bewusst ist, dass ich die Lippen bewege, habe ich den Klang meiner Stimme in den Ohren, laut und eindringlich. Und dann denke ich: *Die Zeitung existiert vielleicht gar nicht.*

Der Schein einer Kerze, auf dem Tisch in der Mitte des Raumes, reicht gerade noch bis zur Decke. Dort oben, eine Menschengröße über mir, hat sich eine Spinne eingenistet. Ich sehe das Netz zum ersten Mal. Ich habe wohl länger geschlafen als sonst. Es wäre mir sonst aufgefallen. Ich bin neugierig, nach welcher Beute die Spinne damit fischt. Sie wird verhungern, befürchte ich. Leben hier Insekten? Wovon sollte die Spinne sich sonst ernähren? Nicht einmal ein gewöhnlicher Zuckergast ist mir aufgefallen. Mir selbst käme es lächerlich vor, Hunger oder Durst zu empfinden. Der Gedanke an ein Verlangen ist hier belanglos. So wie die Vorstellung von Schmerz oder einem glücklichen Leben. Hier, in dieser Welt (*Es ist eine Welt und kein Zimmer!*), in der ich mich befinde, rückt nach und nach alles Menschliche von mir weg. Ich habe ein wenig vergessen, wer ich bin. Vorstellungen, Erinnerungen gehen verloren, die Farben verblassen.

Ein Gefängnis? Nur ein Dummkopf würde so empfinden. Habe ich etwa ein Verbrechen begangen? Ich glaube nicht. Ich hege keine besondere Abscheu gegenüber anderen. Ich empfinde keine Enttäuschung. Ich maße mir kein Urteil an. Gleichgültig sehe ich die Dinge. Unbeschwert verbringe ich meine Zeit.

## 2.

Im April des letzten Jahres, genau genommen 20.., verbrachte ich zwei Tage in Zürich. Ich war eingeladen worden, über bestimmte, noch weitgehend unbekannte Ansätze in der ikonografischen Forschung zu sprechen. Drei oder vier Mal im Jahr kam eine Anfrage. Eines Tages (ich glaube, an einem Montag) bekam ich einen Anruf aus Zürich. Den Namen habe ich mir nicht gemerkt. Ich sagte zu, ohne dass ich recht zuhörte. Ob ich überhaupt Zeit hätte, ob ich zu dem nachgefragten Thema etwas sagen könnte, ob ich Spesen erstattet bekäme, vielleicht ein Honorar, darüber zerbrach ich mir nicht den Kopf. Ich war in diesem Jahr schon viel herumgekommen, Budapest, im Februar Paris. Eine Reise nach New York hatte sich wieder zerschlagen.

Um Zeit zu sparen, hatte ich mir vorgenommen, mit dem Flugzeug zu reisen. Aber wie so oft hatte ich den Termin aus den Augen verloren und zu lange mit der Buchung gewartet. Trotz vieler Telefonate bekam ich keinen Flug. Auf diese Weise verlor ich einen ganzen Tag!

Ich nahm einen Zug, der um fünf Uhr dreißig von Linz über Salzburg nach Innsbruck abfuhr. Von dort gingen die Züge weiter in die Schweiz. Ich wunderte mich darüber, dass es keine direkte Verbindung gab. Dann erfuhr ich, es habe Fahrplanänderungen gegeben. Die Fahrt wollte kein Ende nehmen. Ich langweilte mich, obwohl ich größtenteils schlief. Den Zug rüttelte es hin und her. Ständig wachte ich auf.

In Innsbruck tat mir alles weh. Meine Beine, die ich im Abteil übereinandergeschlagen hatte, waren eingeschlafen. Ich humpelte über den Bahnsteig, mit steifen Knien und

fröstelnd. Ein kalter Wind blies. Auf den Gipfeln der umliegenden Berge, und nur dort, lag Schnee. In der Stadt war er schon geschmolzen. Lose Kieselsteine hakten sich in den Rädern meines Trolleys fest. Der Koffer geriet in einem fort aus der Spur, hüpfte auf und ab wie ein Hund, der an seiner Leine zerrt. Auf der Rolltreppe verlor ich den Halt. Der Koffer machte sich los und rutschte im Schuss die Treppe hinunter. Der Lärm war ohrenbetäubend, wie bei einem Maschinengewehr. Unten angekommen, am Fuß der Treppe, schleuderte die Wucht der Fahrt den Koffer in die Bahnhofshalle hinein. Wie von einer Sprungschanze flog er drei, vier Meter durch die Luft. Nur durch ein Wunder kam niemand zu Schaden. So einfach verspielt man sein Glück.

Im unbeheizten Warteraum saß eine weltberühmte Schriftstellerin ohne Mantel und Schal und fror genauso wie ich.

Während der Weiterfahrt in die Schweiz gab es ein Problem. Der Zug hielt auf freier Strecke. Anfangs kümmerte mich der Halt nicht. Weil es nicht mehr weit zur Grenze war, dachte ich an eine Passkontrolle. Ein Uniformierter kam am Abteil vorbei. *Vielleicht hat sich ein Verbrecher in den Zug geschlichen.* Ich nutzte die Wartezeit, las noch einmal den Text des Vortrages. Da und dort nahm ich Korrekturen vor: Rechtschreibfehler, die ich übersehen hatte. Namen waren falsch geschrieben. Solange sich der Zug nicht bewegte, war es möglich, auf der schmalen Tastatur meines Notebooks zu schreiben. Bis dahin war die Fahrt dafür zu holprig gewesen. Ich wollte deshalb sogar das Abteil wechseln. Im vorderen Zugabschnitt, je näher man zur Elektrolokomotive kommt, sind die Erschütterungen nicht so schlimm. Das weiß ich von einem Schaffner. Nach einer Weile wurde ich neugierig. Ich sah aus dem geschwärzten Fenster. Mein Blick fiel auf das Ziegelmauerwerk eines

Eisenbahntunnels. Die Mauer war kaum zwei Meter von der Scheibe entfernt. Wir waren in einem Tunnel stehen geblieben. Ich musste an das Eisenbahnunglück denken, von dem in den Zeitungen die Rede war: Ein nachkommender Zug könnte in den Tunnel einfahren. Die Lokführer wären, wie so oft, wenn man den Medien Glauben schenkt, ahnungslos. (Als gäbe es unter diesen keine Mörder und Selbstmörder.) Dutzende würden sterben. Beißender Rauch flutete den Tunnel. Es gäbe kein Entkommen. Wer es nicht rechtzeitig zu Fuß aus dem Tunnel schaffte, würde ersticken. Ich selbst würde dann mit dem rot- und silberfarbenen Nothammer die Scheibe einschlagen, durch das Fenster hinausklettern und dann die Ziegelmauer entlang aufs Geratewohl in die eine oder andere Richtung laufen. Im Tunnel gäbe es vielleicht Notlichter. (Vom Wagenfenster aus waren sie nicht zu sehen.) An ihnen würde ich mich orientieren. Vielleicht fände ich einen Weg hinaus, einen in den Berg gegrabenen Aufenthaltsraum für Tunnelarbeiter, ein geheimes Militärversteck, einen Ort, an dem ich bleiben könnte, tagelang, wer weiß, auch länger. Ich hätte keine Eile, von dort wegzukommen. Es gäbe bestimmt ausreichend zu essen, Konserven, trockenes Brot, sogar fließendes Wasser. Nicht einmal ein Atomkrieg könnte mir dann etwas anhaben. Ich hielt mich einfach versteckt. So lange, bis alles vorbei wäre.

Ich ließ den Nothammer, wo er war. Ihn zu berühren, hieße: ihn benützen. Es gäbe kein Zurück. Der Zug kam wieder in Fahrt. Meine Überlegungen zerstreuten sich.

Am frühen Abend kam ich am Züricher Hauptbahnhof an. Ich nahm mein Gepäck, schlüpfte in den Mantel und ging zum Ausstieg. Jemand hinter mir sagte: Aufmachen bitte. Später, am Bahnsteig, kam mir der Gedanke, dass ich gemeint gewesen war.

Als Erstes wechselte ich einen Hundert-Euro-Schein in Schweizer Franken. Ich kaufte einen Reiseführer und trank einen Becher Milchkaffee. Der Kaffee schmeckte gesüßt, obwohl ich ihn ohne Zucker bestellt hatte. Die Süße kommt von der Milch, fiel mir ein. Ich stand eine Weile in der Bahnhofshalle herum. Die Ordentlichkeit überall war wirklich beeindruckend. Ob man hier übernachten könnte?

Dann, draußen, sah ich zum ersten Mal die Stadt. So sieht es also aus in Zürich, dachte ich. Ich war noch nie hier gewesen. Am Eingang stand ein Bettler und musterte mich. In seinem Gehabe lag ein seltsamer, übertriebener Stolz. Er trug einen Nadelstreifanzug, ein blau-weiß gestreiftes Haifischkragen-Hemd, sogar eine zum Anzugstoff passende Seidenkrawatte. Die Kleider, sichtlich aus der Mode, sahen kaum gebraucht aus. Nur die Schuhe waren schmutzig, die Absätze abgetragen. Aber auch nicht mehr als meine eigenen.